

Berner Woche

Mehr Angaben unter:
www.agenda.bernd.ch

Das kritische Ausgehmagazin für Bern. Veranstaltungen von 9. bis 15. August 2012



Der Wohnwagen Christi steht während des Buskers-Festivals auf dem Münsterplatz: Dort wartet ein holländischer Jesus darauf, seine Gäste zu erlösen. Foto: zvg

Strassenmusikfestival Buskers Bern

«Alles komt goet»

Ab heute geht das Buskers zum 9. Mal über die Gassen. Über 500 Gruppen standen zur Auswahl, bloss 37 dürfen auftreten. Warum Heavy-Metal-Bands das Nachsehen hatten und weshalb Startum gerade kein Vorteil ist.

Hanna Jordi

Lässt er Wein degustieren? Heilt er alte Wunden? Jesus ist eine Katze im Sack. Selbst nach mehrmaligem Nachfragen der Organisatoren wollte der holländische Schauspieler des Nieuw-Lef-Theaters nicht preisgeben, was er denn genau in seinem Wohnwagen veranstaltet, stilschlecht angetan mit Wallehaar und weissem Gewand. Was es auch ist, es scheint zu klappen: Wer Jesus' «Miracle Lab» verlässt, scheint komplett erlöst – und krümmt sich vor Lachen. Vielleicht war es das Zitat an der heilandschen Wohnwagenwand, das das Buskers-Komitee schliesslich überzeugte: «Alles komt goet». Jedenfalls entschloss sich die Buskers-Leitung, das Risiko einzugehen

und Jesus auch in Bern gewähren zu lassen. Er wird seinen Wohnwagen ab heute während dreier Tage vor dem Münster parkieren, neben anderen Strassenkünstlern, die im «Transit Village» auf Besuch des Berner Festivalvolks warten, um es, vielleicht, zu erleuchten.

Sandstein ist keine Leinwand

Nicht alle waren so erfolgreich wie Jesus, als es darum ging, im diesjährigen Buskers-Programm einen Platz zu ergattern. 505 Künstlergruppen standen dem Komitee zur Auswahl, bloss 37 erhielten den Zuschlag. 440 bewarben sich allein online auf der Homepage, weitere waren an anderen Festivals oder Künstlerbörsen positiv aufgefallen, von engagierten Buskers-Gängern oder Künstlern vorgeschlagen worden. Bereits im Januar begann Stefan Reber, künstlerischer Co-Leiter des Buskers-Festivals, die Anwärter zu sichten.

«Die Künstler müssen originell sein, qualitativ hochstehend und für unser Setting geeignet», sagt Reber. «Eine Heavy-Metal-Band, die auf Lautstärken von mindestens 100 Dezibel angewiesen ist, kann am Buskers nicht spielen – sie würde die anderen Bands übertönen», erklärt er.

Auch Bands, die technisch komplizierte Hilfsmittel benötigen, etwa Beamer für Visuals, haben das Nachsehen. «Projektionen auf Sandsteinfassaden funktionieren nicht», so Reber. Christine Wyss, die das Festival vor neun Jahren mit ihrer Schwester Lisette aus der Taufe gehoben hat, ergänzt: «Die künstlerische Qualität muss vorhanden sein. Wenn ein Artist auf Notenständer angewiesen ist, dann ist das ein schlechtes Zeichen.» Das Können soll sich allerdings nicht im Starstatus äussern. «Wir wollen keine Headliner», sagt Wyss. «Es müssen Künstler sein, die bereit sind, ohne Gage – das heisst: nur mit dem Hutgeld, das sie vom Publikum erhalten – aufzutreten.» Divegebaren wäre da wohl fehl am Platz.

Wie der Hupenmann zu Ehren kam

Ab Januar folgen emsige Recherchier-Sitins im Buskers-Hauptquartier: Reber hört sich durch Tonwerke, erkundigt sich bei Künstlern und Veranstalter nach dem Renommee der Bands und konsultiert Youtube-Filmchen. «Die haben die Recherche enorm erleichtert», sagt er. Früher hätten ihm die Bands bei ihren Bewerbungen jeweils sauber pro-

duzierte, geschickt geschnittene, aber kaum aussagekräftige Videos zugeschlachtet. «Inzwischen kann jeder Zuschauer sein Handy in die Höhe halten, einen Auftritt aufnehmen und ins Netz stellen», sagt er, «darbieterische Mängel, aber auch Entertainerqualitäten kommen so wunderbar zum Vorschein.»

Vom sakrosankten Verteilschlüssel (zwei Drittel Musikbands, ein Drittel wei-

Buskers Bern

An der 9. Buskers-Ausgabe treten 143 Künstler in 37 Formationen an **25 Spielorten** auf. Jede Gruppe gibt täglich drei Darbietungen. Stationär sind nur die Künstler im Transit Village auf dem Münsterplatz – sowie der **Aktionsmarkt Bazaar** auf der Münsterplattform. Ihr Sold verdienen die Künstler über das Hutgeld, das sie von den Zuschauern erhalten. Die **Festivalbändeli** (à 10 oder 20 Franken) gibt es bei diversen Vorverkaufsstellen und fliegenden Händlern vor Ort zu erstehen. Während des Festivals wird das **Kornhausforum** zum Buskers-Haus, ab 23.30 Uhr findet hier die **Afterparty** statt. Wer seine Wunschband verpasst hat, könnte sie da noch queren – manche von ihnen treten nächstens noch auf. (hjo)

tere Produktionen) ist die Festivalleitung auch heuer nicht abgerückt. «Erstens ist es schwierig, wirklich gute visuelle Acts zu finden, die nicht nur auf die öffentliche Blossstellung einzelner «Freiwilliger» abstellen. Zweitens stehen sie leicht den Bands die Show», sagt Christine Wyss. Wenn jetzt ein Mann im Programm fungiert, der mit 22 an seinem Körper befestigten Hupen Trötkonzerte veranstaltet, dann liegt das daran, dass seine Gastgeber fest an ihn glauben: «So virtuos an den Hupen wie Bapo aus Belgien ist wohl kein Zweiter», sagt Wyss.

Briten aus dem Füllhorn

Bloss von einer Grundregel rückten die Organisatoren heuer ab. Und zwar von jener, dass nicht mehr als eine Handvoll Künstler aus dem gleichen Land stammen darf. «Aus dem Nordwesten Europas kommen wunderbare Bands. Wir wollten uns dieses Jahr nicht beschränken», sagt Reber. Der Schwerpunkt «Inselfieber» trägt dieser Inkonsistenz Rechnung – und versammelt neben Künstlern aus insgesamt 20 Nationen sieben Formationen aus England und Irland:

● **Die Tingeltangel-Bands**

Folkmusik gepaart mit Zirkusfieber und einem Hang zu düsterromantischen Geschichten versprechen die Kapellen um **3 Daft Monkeys, The Carny Villains, The Vendetta Orchestra** und **The Destroyers**. Letztere besteht aus 15 Personen – alle einzufliegen und unterzubringen, konnte sich die Festivalleitung nur leisten, weil vergangenes Jahr dank gutem Wetter mehr Einnahmen gemacht wurden. «Wir standen vor der Entscheidung, das Geld in eine Festival-App oder in Bands zu investieren», sagt Wyss. Sie haben sich für die tollkühnen, personalintensiven Bands entschieden.

● **Die Traditionsbewussten**

Mit Banjo, Violine und Mandoline bestreiten **Kidnap Alice** ihre Version des Bluegrass: eine einzige Hommage an den Sound des amerikanischen Hinterlands mitsamt stielcher Aufmachung (Rauschbart und Latzhose). **Yurodny** dagegen frönen dem irischen Folk, vielstimmig orchestral mit Auswüchsen in Richtung balkaneske Volksmusik und Klassik. Yurodny gehören zu den wenigen Bands, die bereits einmal am Buskers auftraten. Um Wiederholungen zu vermeiden, lädt die Festivalleitung nur selten Bands zweimal ein. Yurodny hatten sich aber bereits 2008 bewährt.

● **Die Reformer**

Funkiger Brassband-Breakbeat-Afropop könnte man nennen, was **United Vibrations** darbieten. Sie selbst nennen es 12-Ton-Musik, «aus pragmatischen Gründen». Das Quartett wird am Buskers unterstützt von Rapper Conrad the Scoundral. Nicht nur musikalisch sind sie Erneuerer, im Zuge der Jugendbewegungen in London und weltweit haben sie sich als geschmeidige Kritiker aktueller Missstände beinahe unverzichtbar gemacht. Sie stehen, die Buskers-Demokratie in Ehren, neben dem holländischen Jesus unter stärkstem Headliner-Verdacht.

Berner Altstadt Von Do, 9., bis Sa, 11. August. Programm unter: www.buskersbern.ch

Fünf Fragen an



Felip Carbonell

Der Gitarrist ist gebürtiger Mallorquiner und sang seine ersten Songs auf Katalanisch. 1998 zog er nach **Sligo, Irland**, von wo aus er seither seine musikalischen Kontakte knüpfte. Er spielt in diversen Formationen. Jazz, Latin, aber auch verwegener Stile: **Am Buskers** ist er mit **The Vendetta Orchestra** unterwegs, einer vier- bis neunköpfigen Band, die sich auf einen Mix aus **Folk- und Manegenmusik** spezialisiert hat. Sie spielen täglich dreimal auf **verschiedenen Bühnen** in der Altstadt.

Herr Carbonell, letztes Jahr waren Sie und Ihre Gitarre mit den No-Crows am Buskers zu Gast, heuer treten Sie mit dem Vendetta Orchestra auf. Darf man davon ausgehen, dass der Hutgeld-Ertrag 2011 nicht allzu enttäuschend ausfiel?

Wissen Sie, um Geld geht es uns gar nicht. Aber da Sie fragen: Die Berner sind freigiebig – es scheint ihnen einzuleuchten, dass wir auf das Geld aus dem Hut angewiesen sind. Ich glaube, nach drei Tagen hatte jedes Bandmitglied etwa tausend Franken verdient. Was aber viel wichtiger ist: Wir hatten das Privileg, für musikbegeisterte Menschen zu spielen vor einer wunderbaren Kulisse. Was mich am Berner Buskers-Festival besonders fasziniert, ist die Schweizer Herangehensweise. Alles funktioniert prächtig, es gibt enthusiastische Freiwillige, und die Zuschauer sind leicht zugänglich. Viele von ihnen studieren das Programm ausgiebig und sind dann eine Viertelstunde vor Konzert-

beginn vor Ort, um einen guten Platz zu ergattern. Das ist grossartig.

Sie haben Ihre ersten Auftritte in Bars hingelegt. Können Sie sich an den Moment erinnern, als Sie dachten: «Genauso gut könnte ich eigentlich im Freien spielen?»

So genau nicht – es war vielmehr eine schleichende Entwicklung. Zu Beginn war ich schlicht zu schüchtern, um mich allein auf die Strasse zu stellen, also brauchte ich zuerst eine Band. Und dann kam es von allein: Wenn in Irland schon mal die Sonne scheint, hat man sofort Lust, draussen zu musizieren. Heute schätze ich das Busking als Alternative zu Auftritten in Clubs. Es ist eine ehrliche Art der Interaktion mit dem Publikum: Wenn sie dich mögen, bleiben sie stehen, wenn nicht, gehen sie weiter.

Als Busker spielen Sie in derselben Liga wie ein Hobbymusiker, der für

Klingeld seine Geige quält. Hat Busking ein Imageproblem?

Das mag mancherorts durchaus der Fall sein. Es gibt diese lustige Geschichte von Meistergeiger Joshua Bell, der sich in Washington eine Stunde lang in eine Metrostation stellte und spielte. Noch am Vorabend hatte er einen Konzertsaal gefüllt, die Leute hatten über hundert Dollar bezahlt, um ihn zu sehen. Doch in der Metrostation nahm niemand Notiz von ihm, er verdiente gerade mal 32 Dollar für seinen Einsatz. In vielen europäischen Ländern, gerade jenen, die auch über Busking-Festivals verfügen, scheint

«Viele sind schon lange vor Konzertbeginn vor Ort. Grossartig.»

mir das Image aber kein Problem zu sein. Die Leute wissen, dass sie mitunter sehr gute Qualität serviert bekommen.

Wie ist es mit Ihrer Band – was wird dem Publikum serviert?

Wir nennen es Razorblade Deathfolk – aber das soll den Leuten keine Angst machen! Das Konzept ist sehr humorvoll und leicht morbide: Wir setzen die Struwelpeter-Geschichten musikalisch um. Unser Sänger Paul ist ein vortrefflicher Schauspieler und versteht es, Paulinchen, Philipp und all die anderen dramatisch in Szene zu setzen. Musikalisch geht es in die Richtung von Kabarettmusik, orchestral und zirkushaft.

Und wie bringt ihr das Publikum dazu, stehen zu bleiben?

Oh, das ist einfach. Die Menschen wollen doch erfahren, wie die Geschichte ausgeht!

Hanna Jordi